

Die ›Rehabilitierung der Stimme‹

Über die Stimme jenseits der Oralität (2006)

Sybille Krämer

1. Zur Genese der Stimmenreflexion aus dem ›Geiste‹ der Oralitäts-/Literalitätsdebatte

Die Stimme und die Mündlichkeit wurden zum Sujet kulturanthropologischer und kulturgeschichtlicher Untersuchungen im Zusammenhang der Oralität-Literalitätsdebatte, die in den 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts ihren Ausgang nahm.¹ ›Mündlich‹ und ›schriftlich‹ meinten in diesem Zusammenhang zweierlei: Einmal den Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache, zwischen Phoné und Graphé und zwar in ihrer Eigenschaft, ein Medium von Kommunikation zu sein. Zum andern zielten ›Mündlichkeit‹ und ›Schriftlichkeit‹ auf die sozialen und kulturellen Differenzen zwischen traditionellen und modernen Gesellschaften: ›Oralität‹ wurde zur Chiffre einer Kultur, für welche Situationssemantik, gemeinschaftliche Nahkommunikation, Ritualität, Religiosität sowie rhapsodisches Gedächtnis grundlegend sind; ›Literalität‹ verband sich dagegen mit Kommunikationsdistanz, Reflexion, Säkularität, Archivierung und Individualisierung.² Was ›Stimme‹ und

1 Vgl. dazu Goody, Jack, *The Logic of Writing and the Organization of Society*, Cambridge/Mass. 1986; Havelock, Eric A., *Preface to Plato*, Cambridge 1963; Raible, Wolfgang, »Orality and Literacy«, in: *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, 2 Bde., hg. v. Hartmut Günther/Otto Ludwig, Berlin/New York 1994, S. 1-17; sowie Krämer, Sybille, »Mündlichkeit/Schriftlichkeit«, in: *Grundbegriffe der Medientheorie*, hg. v. Alexander Roesler/Bernd Stiegler, München 2005 (im Druck).

2 Zu Revision und Kritik dieses Ansatzes als kulturhistorischer und mentalitätstheoretischer Unterscheidung: Gee, James Paul, *Social Linguistics and Literacies: Ideology in Discourses*, London/New York/Philadelphia, 1996 (2. Aufl.), Jäger, Ludwig, »Der Schriftmythos. Zu den Grenzen der Literalitätshypothese«, in: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition*, hg. v. Ludwig Jäger/Erika Linz, München 2004, S. 324-342, S. 19-42;

›Schrift‹ jeweils bedeuten, gewann also im Kontext eines dichotomisch strukturierten Begriffspaars Profil; beide Konzepte bestimmten sich wechselseitig kraft ihrer aufeinander bezogenen, jedoch gegenläufigen Merkmale.

Nun hat uns Jacques Derrida zu recht daran erinnert, dass oppositionelle Begriffsschemata zumeist mit dem Index einer Hierarchie versehen sind: In Unterscheidungen, wie diejenige zwischen von Geist/ Körper, Idee/ Materie, Sinn/Sinnlichkeit wird stets der eine Term als primär, wesentlich und zentral, der andere Term jedoch als sekundär, abgeleitet und marginal angesetzt. Und dies gilt auch für das Verhältnis von Stimme und Schrift: Für Derrida lag auf der Hand, dass bezüglich dieser seit der Antike tradierten begrifflichen Opposition es die Stimme gewesen sei, der eine phonozentrische Privilegierung im Sinne eines Ersten und Essentiellen zufiel, während die Schrift als Inkarnation marginalisierter Sekundarität galt.³

Unabhängig davon, wie zutreffend Derridas Phonozentrismusdiagnose ist und unabhängig auch davon, dass die Sekundarität der Schrift für Derrida wiederum zur ›positiven‹ Gelenkstelle einer dekonstruktiven Neubestimmung des Verhältnisses von Schrift und Sprache wird, kommt es uns hier nur auf *einen* Sachverhalt an: Im Horizont von Derridas Phonozentrismusdiagnose ist es für die Debatte über Oralität und Literalität gerade charakteristisch – und deshalb leistet Derridas *Grammatologie* auch einen so entscheidenden philosophischen Beitrag zu dieser Debatte – einem *Primat der Schrift* und eben nicht der Stimme den Weg zu bahnen: Indem mit den Studien Havelocks, Goodys, Ongs und ihnen nachfolgender Autoren die Alphabetschrift als der Königsweg westlicher Zivilisationen im Kurs auf eine reflexive Moderne

Deborah Tannen, »The Myth of Orality and Literacy«, in: *Linguistics and Literacy*, hg. v. William Frawley, New York 1982, S. 37-50.

3 Derrida, Jacques, *Grammatologie*, Frankfurt am Main 1974.

gedeutet wurde,⁴ avancierte die Schrift zur Kulturtechnik einer durch Ratio, Aufklärung, Wissenschaft, Kunst und Demokratie ausgezeichneten Weltbewältigung. Besitz und kulturelle Diffusion der Schrift bildeten Kriterium wie Scheidelinie zwischen ›Mythos‹ und ›Logos‹, gaben zugleich Motor und Maßstab eines Vorganges ab, der als Achse eines sozialhistorischen *Fortschritts* begriffen wurde. Eingelassen in die Opposition zwischen ›Mündlichkeit‹ und ›Schriftlichkeit‹ gebührte der Schrift somit ein kulturstiftender Vorrang gegenüber der Stimme. Pointiert gesagt: Allein die alphabetische Schrift bringt ›die Stimme‹ der Vernunft zur Geltung. Die Rekonstruktion der Stimmlichkeit im Rahmen der Mündlichkeits-Schriftlichkeitsdebatte steht also unter einem *negativen Vorzeichen* – so sublim und unausgesprochen dieses Vorzeichen auch immer wirksam wurde.

Kann es nun sein, dass die seit einigen Jahren zu verzeichnende neuerliche kulturwissenschaftliche und philosophische Beschäftigung mit der Stimmlichkeit, die Stimme von eben diesem *negativen Vorzeichen zu befreien* versucht? Eine ›Befreiung‹, der es auch darum zu tun ist, die Stimme herauszulösen aus dem bipolaren, konzeptuellen Schema von ›Oralität-Literalität‹? Dies jedenfalls ist unser leitender Gedanke: *Die Wiederentdeckung und die Aufwertung der Stimme als ein geistes- und kulturwissenschaftliches Sujet, zielt auf eine ›Positivierung‹ des Phänomens der Stimme.* Wenn unsere Vermutung nun zutrifft, dass in dieser Positivierung der Stimme tatsächlich Perspektiven der Oralitäts-Literalitätsdebatte (sei es implizit oder explizit) zur Korrektur stehen, so wird *eine* methodische Einstellung dabei leitend sein: die Stimme wird nicht länger primär als ein Medium der Wortsprache untersucht.

4 Havelock, Eric A., *Origins of Western Literacy*, Toronto 1976, Goody, Jack, *The Logic of Writing and the Organization of Society*, Cambridge/Mass. 1986; Ong, Walter, *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London/New York 1982.

2. ›Positivierungen‹ der Stimme

Fünf Versionen einer ›Positivierung der Stimme‹ wollen wir uns jetzt zuwenden. Es sind dies: (2.1) *Medientechnisch*: die sekundäre Oralität mobiler Fernmündlichkeit, (2.2) *kommunikationstheoretisch*: die pathischen, nichtdiskursiven und präsymbolischen Funktionen der Stimme, (2.3.) *kognitionstheoretisch*: die reflexiven, epistemischen Effekte der Mündlichkeit, (2.4) *aisthetisch*: die sinnlichen und dabei ›sinnfernen‹ Wirkungen der Stimme, (2.5.) *ethisch*: Zeugenschaft, Anruf und Anspruch der Stimme.

Der gemeinsame Nenner dieser Diskursstränge liegt darin, dass – in der einen oder anderen Weise – die Stimme in einer Dimension rekonstruiert wird, die ›jenseits der Oralität‹⁵ lokalisiert ist.

2.1 Die sekundäre Oralität der handyvermittelten Fernmündlichkeit

Die Medienentwicklung wird gewöhnlich sowohl mit einem Siegeszug der Schrift, wie auch mit dem Rückzugsgefecht von Schrift und Buch angesichts einer spätestens mit dem Computer sich verfestigenden Vormachtstellung medientechnisch erzeugter Bilder assoziiert. Die Stimme kommt dabei in den Blick allenfalls als das Exempel einer medientechnischen Entkörperungslogik, mit der die unserer Leiblichkeit intim verwobene Stimme von eben diesem Leib abgespalten wird und in Grammophon, Telefon, Kinematographie, aber auch CD und DVD ein reproduzierbares, körperunabhängiges und in dieser

5 Oralität im Sinne der ›primären Oralität‹ im Rahmen der Mündlichkeits-, Schriftlichkeitsunterscheidung.

ihrer ›Gespensterhaftigkeit‹ manchmal geradezu unheimliches Eigenleben spielt.

Und doch gibt es in jüngster Zeit Telekommunikationsphänomene, die sich einer umstandslosen Eingliederung in diese Entwicklungslogik keineswegs fügen: Es geht um die Allgegenwart der Handykommunikation, die als ›mobile Fernmündlichkeit‹ nicht nur eine weitere Etappe auf dem Weg der Ablösung der Stimme vom Körper, sondern zugleich auch eine bemerkenswerte Form ihrer Wiederannäherung an den Körper signalisiert. Das Telefon wird im Handy mobil und tragbar; es ist ein Ding, ähnlich der Armbanduhr, des Walkmans und nicht zuletzt unserer Kleidung, welches in die »Peripherie des Körpers«⁶ eintritt. Das Handy ist ein Medium der Fernmündlichkeit im Nahraum unseres Leibes: es bedarf unserer Ohren und Hände, ja selbst unserer Haut, welche sensitiv ist für die Taktilität des in Schwingungen übersetzten Handyklingelns. Und in dieser Eigenschaft folgt das Handy unseren individuellen körperlichen Bewegungen, durchquert mit uns den Raum als ein eben nicht nur stummer Begleiter. Durch das Handy positionieren und individualisieren wir unseren Körper im singulären Hier und Jetzt des Raum-Zeit-Kontinuums, der via Handykommunikation zugleich zu einem Punkt im sozialen Netz mutiert. Gummibandgleich⁷ dehnt sich der gesellschaftlich geteilte Raum von Familie, Freunden, Kollegen bis in den Nahraum unseres Leibes. Und die Stimme, die aus dem Handy kommt oder in das Handy spricht, zeugt von dieser unserer Einbettung in die gedehnte Gegenwart des Sozialen. Es verwundert nicht, dass das Handy – jedenfalls im seinem alltäglichen Gebrauch – weniger der Information dient, denn der ›pathischen Kommunikation‹; also jener

6 Tischleder, Bärbel/Winkler, Hartmut, »Portable Media. Beobachtungen zu Handys und Körpern im öffentlichen Raum«, in: *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 112/2001, S. 97.

7 Dieses Bild findet sich in: ebd. S. 100.

Kommunikation, deren Sinn vorrangig darin besteht, Verbindung aufzunehmen und auch aufrecht zu erhalten: die Stimme wird zum Kontakorgan.

Die Allgegenwart der Telephonie legt Zeugnis ab von einem Vorgang, den Walter Ong schon in den 80er Jahren als »secondary orality« kennzeichnete: Die Funkmedien Telefon, Radio, Fernsehen machen die Stimme als Ereignis zeitgleich übertragbar und setzen zugleich die Literalität und die Printmedien voraus: daher ihr abgeleiteter, sekundärer Status.⁸ Hans-Georg Pott vermutet, dass für die »Wiederkehr der Stimme« im Zuge der durch technische Medien evozierten »Tele-Oralität« das Telefon im Zentrum steht: es wird für ihn zu der – nach der alphabetischen Schrift – wichtigsten abendländischen Erfindung.⁹ Es war das Telefonkabel, welches die Vernetzung des modernen Menschen und damit die Gesellschaft als Inbegriff anschlussfähiger Kommunikationen in der neuen Dimension des ›global village‹ überhaupt erst eröffnete und ermöglichte. Doch mit der handyvermittelten Allgegenwart der Stimme, wird das der Tele-Oralität eigene Telos einer ›Kommunikation ohne Körper‹ transformiert in eine ›Kommunikation am Körper‹. Eine Phänomenologie der Handykommunikation oder auch nur eine philosophisch inspirierte Reflexion mobilen Telefongebrauches steht noch aus.¹⁰

8 Ong, Walter, *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London/New York 1982, S. 11.

9 Pott, Hans-Georg, »Die Wiederkehr der Stimme«, in: *Jenseits des Diskurses. Literatur und Sprache in der Postmoderne*, hg. v. Albert Berger/Gerda E. Moser, Wien 1994, S. 79-102.

10 Zur Reflexion des ›traditionellen‹ Telefons: Roesler, Alexander, »Das Telefon in der Philosophie. Sokrates, Heidegger, Derrida«, in: *Telefonbuch. Beiträge zur Kulturgeschichte des Telefons*, hg. v. Stefan Münker/Mike Sandbothe, Frankfurt 2000, S. 142-160; sowie ders. »Medienphilosophie des Telefons«, in: *Systematische Medienphilosophie*, hg. v. Ludwig Nagl/Mike Sandbothe, Berlin 2005, S. 273-282.

2.2 ›Physiognomische Funktionen‹ der Stimme: die pathische Kommunikation

Schweizer Forscher haben im Fachjournal *Nature Neuroscience* durch Untersuchung von Hirnströmen festgestellt, dass Ärger in der Stimme eines Menschen, seine zornig anmutenden Laute, das Gehirn von Zuhörern in Alarmbereitschaft versetzt – und das selbst dann, wenn das Gesagte den Zuhörern unverständlich ist oder sie sich auf ganz anderes konzentriert haben.¹¹ Unerwartet ist dieses empirische Ergebnis nicht. In den Geistes- und auch Sprachwissenschaften wird – und zwar nicht erst seit Nietzsche über die sprachliche Verständigung feststellte, dass der ›Ton die Musik‹ ausmache¹² – durchaus anerkannt, dass, indem wir etwas sagen, wir durch die Stimme auch etwas *zeigen*. Es wirkt in unserem Sprechen eine vorsymbolische, eine präverbale und nicht-propositionale Dimension, in der es weniger um das geht, *was* wir sagen, vielmehr um das, *wie* wir etwas sagen. Und dieses ›Wie‹ spezifiziert nicht bloß den semantischen Gehalt unserer Rede, obwohl dieser, denken wir nur an den fragenden, befehlenden, ironischen Ton, zweifelsfrei durch die Prosodie der Stimme mitgeprägt wird. Dieses ›Wie‹ erzeugt vielmehr einen affektiven Boden unserer Verständigung, eine sympathische oder antipathische Bezugnahme auf den anderen, ein Begehren oder eine Abwehr, welche Gemeinschaftlichkeit stiftet oder unterläuft, bevor überhaupt die wechselseitige intersubjektive Anerkennung von Geltungsansprüchen durch die argumentierende Rede im sprechakttheoretischen Sinne zu ›greifen‹ vermag. Mit dem der

11 Im Fachjournal *Nature Neuroscience*, Quelle: dpa-Wissenschaft, 31. Januar 2005.

12 »Das Verständlichste an der Sprache ist nicht das Wort selber, sondern Ton, Stärke, Modulation, Tempo, mit denen eine Reihe von Worten gesprochen wird, kurz die Musik hinter den Worten«, Nietzsche, Friedrich, *Die Unschuld des Werden. Der Nachlaß, ausgewählt und geordnet von A. Baeumler*, Bd. I, Stuttgart 1956, S. 190, Fragment 508; dazu: Krämer, Sybille, »Negative Semiologie der Stimme«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 65-84.

Stimme eigenem Mischungsverhältnis von ›Brustton‹ und ›Kopftton‹¹³ autorisiert sich Macht und signalisiert sich Ohnmacht, stellen sich Imponiergehabe und Aggressivität zur Schau, enthüllen sich Unsicherheit und Defensivität.

Worauf es uns bei dieser appellativen und affektiven Intersubjektivität nun ankommt ist, dass diese ›pathische Kommunikation‹ zutiefst verwoben ist mit der Körperlichkeit der Kommunizierenden. Wenn die Stimme hierfür so signifikant ist, dann gerade insofern sie – unter anderem – die *Spur des Körpers in der Sprache* ist, eines Körpers allerdings, der ein Stück weit immer auch als ein ›sozialer Körper‹ zu begreifen ist. ›Spur‹ meint gewöhnlich eine unbeabsichtigte, unwillkürliche Hinterlassenschaft, im Unterschied zu unseren – mehr oder weniger – absichtsvoll gebrauchten Zeichen. Gerade weil die Stimme sich ›inneren‹ körperlichen Bewegungen verdankt, die eine Fülle von Organen (Lippe, Zunge, Kiefer, Stimmritze, Stimmbänder, Kehlkopf, Brust, Lunge, Zwerchfell) einbegreifen, zeugt sie von einer e-motio, einer Affektion, die immer auch als ein körperlicher Zustand aufzufassen ist und in dieser Dimension unserer Macht und Kontrolle oftmals entgleitet. Die Prosodie der Stimme drückt nicht eine körperliche Verfassung und Bewegung aus, sondern sie ist selbst *Teil* dieser körperlichen Verfassung und Bewegung. Deshalb wollen wir die Rolle der Stimme, soweit sie sich ihrer körpergebundenen Materialität verdankt und zugleich eine Bindungs- und Entzweiungsenergie gegenüber dem Mitmenschen freisetzt, als die ›physiognomische Funktion‹ der Stimme bezeichnen.

Auf eine solche ›physiognomische‹ Dimension, die sich nicht nur, aber auch in der Stimme zeigt, hat Colin Sample

13 Dazu: Trojan, Felix, »Die Generatoren des stimmlichen Ausdrucks«, in: *Vokale Kommunikation*, hg. v. Klaus R. Scherer, Weinheim/Basel, S. 59-77.

aufmerksam gemacht.¹⁴ Sample unterscheidet zwei bedeutungssignifikante Ebenen in sprachlichen Äußerungen: die semiotische und die mimetische. Die semiotische Ebene verknüpft er mit Arbitrarität, Diskursivität, Propositionalität und Konventionalität von Sprachen, die mimetische aber mit Expressivität, Analogizität und Bildlichkeit. Das Medium der mimetischen Kommunikation ist der Körper und in dieser Perspektive enthüllt sich die Kommunikation immer auch als eine Form von körperlichem Wechselspiel: »Verbal communication is not merely the exchange of propositional contents. It is also a meticulous dance, so to speak, in which physiognomic significance is expressed by the bodies of the interaction partners; a dance that has come under scrutiny in the discipline of kinesis.«¹⁵ Obwohl die mimetische Kommunikation phylogenetisch primär ist – sie ist jene ›Art von Sprache‹, in der wir mit Tieren, aber auch mit Kleinkindern kommunizieren können – bleibt sie ein indispensable Element jeder entfalteten Kommunikation in Gestalt der Mimik, Gestik, Körperhaltung, aber auch der Intensität, der Klangfarbe und vor allem auch des Rhythmus der Stimme.

2.3 Die reflexiven, epistemischen Effekte der Mündlichkeit

In der dichotomischen Konstellierung von Oralität und Literalität als Mentalitätsformen, wurden nahezu alle kognitiven Leistungen des modernen Geistes wie Argumentation, Analyse, Abstraktion und Kritik in den Zusammenhang gestellt mit dem Gebrauch der Schrift. Die Überwindung dieses Schematismus archaischer mündlicher und analytischer schriftlicher Mentalität bedeutet jene kognitionsförderlichen Dimensionen der Lautlichkeit freizulegen, in denen die Stimme als ein Organon

14 Sample, Colin, »Living Words. Physiognomie and Aesthetic Language«, in: *Incorporated Self. Interdisciplinary Perspectives on Embodiment*, hg. v. Michael O'Donovan-Anderson, Lanham u.a. 1996, S. 113-126.

15 Ebd., S. 118.

epistemischer Reflexivität zutage treten und damit gegenüber ihrer vorrationalen ›Mythisierung‹ auch eine Neubewertung erfahren kann. Diese Neubewertung erfolgt sowohl in einer (i) systematischen wie einer (ii) historisierenden Perspektive.

(i) In systematischer Hinsicht geht es zuerst einmal darum zu zeigen, dass und wie Attribute, die bisher ausschließlich mit dem Vorhandensein von Schriftpraktiken verbunden wurden, sich in Kulturen ohne Schrift ebenfalls auffinden lassen. Das Spektrum dieser als ›Alleinstellungsmerkmal einer Schriftkultur‹ entronisierten Prädikate ist breit: Unterschiedliche Textgenres, wie Formeln, Listen, Gedichte, Erzählungen können – wie Vansina und Schott zeigen¹⁶ – als Typen kanonisierter mündlicher Tradition durchaus vorkommen. Komplexe Metren und Rhythmen der Poesie, die gewöhnlich als Ausweis schriftlicher Textkomposition gelten, lassen sich auch in oralen Kulturen – zum Beispiel der keltischen und der isländischen – finden.¹⁷ Sogar eine Grammatik – und Grammatiken gelten geradezu als Inkarnation einer schriftabhängigen Bezugnahme auf die Sprache – findet sich in der oralen Kultur Altindiens; alle Vermutungen, diese Grammatik müsse Niederschlag eines ihr korrespondierenden Schriftgebrauches sein, haben sich als unhaltbar erwiesen.¹⁸

Kern aller kognitiven Phänomene, die als exklusive Errungenschaften der Literalität galten, ist die Unterscheidung zwischen Sprache und Metasprache. David Olson hat die ›metalinguistische Aktivität‹, bei der wir uns mit sprachlichen

16 Vansina, Jan, *Oral Tradition. A Study in Historical Methodology*, Middlesex/Victoria 1973; auch: Schott, Rüdiger, »Formen und Funktionen mündlicher Traditionen bei den Balsa in Nordghana«, in: *Formen und Funktion mündlicher Tradition. Vorträge eines Akademiesymposiums in Bonn, Juli 1993*, hg. v. Walter Heissig, Opladen 1995, S. 79-92.

17 Tranter, Stephen, *Clavis metrica: Háttatál, Háttalykill and the Irish Metrical Tracts*, Basel 1997.

18 Falk, Harry, »Goodies for India. Literacy, Orality, and Vedic Culture«, in: *Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereiches ›Übergänge und Spannungsfelder zwischen*

Mitteln auf die Sprache beziehen, als *die* wesentliche Auszeichnung literaler Mentalität herausgearbeitet.¹⁹ Auch für Roy Harris ist die Trennung von Äußerung und Satz, die Herauslösung und Betrachtung von Wörtern aus dem performativen Vollzug des Sprechens, allein literalen Kulturen vorbehalten.²⁰ Doch schon die Existenz mündlicher Grammatiken und mündlicher Kommentare zeugen davon, dass bereits die flüchtige Materialität akustischer Verlautbarung genügt, um gewisse Formen metasprachlicher Bezugnahmen ausbilden zu können. Die Paraphrasierung, die Explikation und Erläuterung, kurzum: die Dekontextualisierung sprachlicher Ausdrücke gelingt auch in mündlichen Diskursen. Es gibt also – wie Fleisher Feldman gezeigt hat – durchaus orale Metasprache.²¹

Ludwig Jäger und seine Arbeitsgruppe haben diese reflexive Prozessualität des Sprechens in den Termini einer ›transkriptiven Logik‹ rekonstruiert.²² Obwohl das Verfahren der Transkription, bei dem ein Prätext erst nachträglich durch einen sich auf diesen zurück beziehenden Text, zu einem Skript gemacht und in den Status der Lesbarkeit versetzt wird,²³ ein allgemeines Verfahren der kulturellen Semantik schlechthin ist und obwohl Jäger zur Benennung dieses Vorganges signifikanter Weise auf Termini der Skripturalität zurückgreift,

Mündlichkeit und Schriftlichkeit, hg. v. Wolfgang Raible, Tübingen 1990, S. 103-120.

19 Olson, David R., »The Cognitive Consequences of Literacy«, *Canadian Journal of Psychology*, Heft 27,2/1986, S. 109-121 und ders., »Literacy as Metalinguistic Activity«, in: *Literacy and Orality*, hg. v. ders./Nancy Torrance, Cambridge 1991, S. 251-270.

20 Harris, Roy, »How Does Writing Restructure Thought?«, in: *Language & Communication*, Heft 9/1989, S. 99-106.

21 Fleisher Feldman, Carol, »Oral Metalanguage« in: *Literacy and Orality*, hg. v. David R. Olson/Nancy Torrance, Cambridge/Mass. u.a. 1991, S. 47-65.

22 Jäger, Ludwig »Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik«, in: *Transkribieren. Medien/Lektüre*, hg. v. Ludwig Jäger/Georg Stanitzek, München 2002, S. 19-41.

23 Ebd., S. 35.

liegt die Pointe des Ansatzes der ›Transkription‹ gerade darin, auch und erst recht für die mündliche Rede zu gelten.

Die Stimme wird damit zu einem Medium der Selbsttranskription: »Transkriptiv verfährt das Sprechen insofern, als der Sprecher vermittelt über die Wahrnehmung der eigenen Rede seine scheinbar ursprüngliche Redeabsicht auch für sich selbst erst in eine lesbare Semantik überführt.«²⁴ Diese »nachträgliche Erzeugung einer vorgängigen Redeintention«²⁵, bei der die Ursache zu einer Wirkung als ein »rhetorischer Effekt« konstruiert wird²⁶, bezeichnet Erika Linz im Anschluss an Bettine Menke als metaleptisches Verfahren.²⁷ Möglich ist dieses Verfahren nur, sofern wir uns selbst im Vollzug unserer Rede auch hören können. Anlässlich dieses Sich-selber-hören lohnt ein Blick zurück auf die Tradition.

(ii) Allzu lange standen philosophische Beiträge zur Stimme im Schlagschatten von Derridas Identifizierung abendländischer Stimmen-Reflexion mit dem Logozentrismus, der dadurch zu einem Phono-Logozentrismus mutierte. Doch es ist an der Zeit, wieder einen neuen, wenn man so will: einen unbefangenen Blick zu werfen auf das sich im philosophischen Diskurs entfaltende Denken der Stimme.²⁸ Dass wir uns beim Sprechen selber hören, ist für Humboldt und Hegel – anders als es Derridas Verdikt nahe legt, dass dies allenfalls als ein Symptom abstandsloser und differenzloser Selbsterfahrung und Selbstgewissheit zu deuten sei – zuerst und vor allem ein Akt der Entäusserung, die immer auch eine Distanz- und

24 Linz, Erika, »Die Reflexivität der Stimme«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 54.

25 Ebd.

26 Menke, Bettine, »Adressiert in der Abwesenheit. Zur romantischen Poetik und Akustik der Töne«, in: *Die Adresse des Mediums*, hg. v. Stefan Andriopoulos/Gabriele Schabacher/Eckhard Schumacher, Köln 2001, S. 115.

27 Linz, Erika, »Die Reflexivität der Stimme«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 54f.

28 Ebd., S. 50 f.

Fremderfahrung bezüglich des eigenen Selbst bereit hält.²⁹ Für Humboldt wie Hegel ist die Genese des Denkens gerade aus der sich in der Lautsprache vollziehenden Entzweiung mit uns selbst erklärbar, also unmittelbar verknüpft mit der sich von unserem Körper ablösenden materialen Exteriorität und Gegenständlichkeit des Gesprochenen, so flüchtig dieses auch immer sei.³⁰ Für Hegel kann erst die in der Physiognomie des Lautes angelegte »Sächlichkeit«, die einer Äußerung annimmt, gerade indem sie sich von uns entfernt, so etwas wie Intelligenz, Denken und Geist ausbilden.³¹ Nur soweit unsere Gedanken im Gesprochenen eine von unserer Innerlichkeit unterscheidbare Äußerlichkeit annehmen und also gegenständlich werden, bildet unser Bewusstsein definite Gedanken aus und lässt diese als Wissen auch einen epistemischen Status annehmen – allerdings weist die Äußerlichkeit des Tons eine besondere Nähe zur Innerlichkeit auf.³² »Ohne Worte denken zu wollen [...] erscheint daher als eine Unvernunft.«³³

Humboldt nun dialogisiert diese kognitiven Errungenschaften der Äußerlichkeit von Verlautbarungen: Es ist nicht einfach ein Ich, das hört, was es sagt, sondern ein Du, das hört, was zu ihm gesagt wird. Die intersubjektive Geltung, die »Objectivität« von Gedanken wird möglich kraft der Materialität sich

29 Auf diese Fremderfahrung der eigenen Lautlichkeit verweist auch: Waldenfels, Bernhard, »Hearing oneself speak, Derrida's Recording of the Phenomenological Voice«, in: *Derrida's Interpretation of Husserl*, hg. v. Len Lawlor, Memphis 1994, S. 65-77.

30 Dazu: Krämer, Sybille, »Die Heterogenität der Stimme oder: Was folgt aus Friedrich Nietzsches Idee, dass die Lautsprache hervorgeht aus der Verschmelzung von Bild und Musik?«, in: *Sekundäre Oralität*, hg. v. Waltraud Wiethölter u. a., München 2005 (im Druck).

31 Dass mit der Äußerlichkeit des Lautes »sich die Intelligenz« selbst »zu einem Sächlichen« gestalte, entwickelt Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Werke in zwanzig Bänden*, Frankfurt am Main 1970, Bd. 10, S. 280.

32 »Wir wissen von unseren Gedanken nur dann, haben nur dann bestimmte, wirkliche Gedanken, wenn wir ihnen die Form der Gegenständlichkeit, des Unterschiedenseins von unserer Innerlichkeit, also die Gestalt der Äußerlichkeit geben, und zwar einer solchen Äußerlichkeit, die zugleich das Gepräge der höchsten Innerlichkeit trägt. Ein so innerliches Äußerliches ist allein der artikulierte Ton, das Wort.« Ebd., S. 280.

33 Ebd.

vergegenständlichender Worte, für die der andere dann zum Resonanzboden wird. »Die Objectivität erscheint [...] vollendeter, wenn diese Spaltung nicht in dem Subjekte alleine vorgeht, sondern der Vorstellende den Gedanken wirklich außer sich erblickt, was nur in einem andren, gleich ihm vorstellenden und denkenden Wesen möglich ist.«³⁴

Die mit der Lautlichkeit der Rede verknüpfte »Spaltung« zwischen Sprechen und Hören, zwischen Innen und Außen, die für Humboldt wie für Hegel die Selbsterfahrung einer Differenz bereithält, wird beiden Denkern zugleich auch zu Ursprung und Springquelle menschlicher Intellektualität.

2.4 Die Lust an den sinnlichen und zugleich sinnfernen Wirkungen der Stimme

Die Sinnlichkeit der Stimme kann betören, das Hören von Stimmen verführen. Daran erinnert uns die Etymologie des Zusammenhangs von ›hören‹ und ›gehörchen‹, die Fiktion des Sirenen-Gesangs in Homers *Odyssee*, aber auch die Realität der medialen Konditionierung der Deutschen als ›Hörgemeinschaft‹ durch das Dispositiv des Lautsprechers im NS-System³⁵. Roland Barthes hat die Verschwisterung von Aisthesis und Affektivität der Stimme unmissverständlich ausgedrückt: »Es gibt keine menschliche Stimme auf der Welt, die nicht Objekt des Begehrens wäre – oder des Abscheus. Es gibt keine neutrale Stimme«.³⁶ Die Stimme, die in sprachtheoretischer Hinsicht zumeist als mehr oder weniger neutrales – und daher auch vernachlässigbares³⁷ – Medium der Sprache und Vehikel des

34 Humboldt, Wilhelm von, *Gesammelte Werke*, hg. v. Albert Leitzmann, Berlin 1903-1936, Bd. VI, S. 26.

35 Siehe den Beitrag von Cornelia Epping-Jäger in diesem Band.

36 Barthes, Roland, *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*, Frankfurt 1990, S. 280.

37 Dolar, hat auf das Vergessen der Stimme gerade in der Phonologie hingewiesen. Vgl. Dolar, Mladen, »Das Objekt Stimme«, in: *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme*,

Gedankens in den Blick kommt, birgt in ihrer an Melos und Timbre gebundenen Sinnlichkeit ein Potenzial, das ihre Sinnfunktion immer auch unterlaufen, diese konterkarieren, sie außer Kraft setzen kann.

So ist es kein Zufall, dass die neuerliche Beschäftigung mit der Stimme ›jenseits der Oralität‹, sich der Aisthesis des Stimmlichen gerade auch in Gestalt ihrer raumbildenden Wirkungen zuwendet.³⁸ »Stimmen besetzen Räume, sie breiten sich in ihnen aus und erzeugen spezifische Raumerfahrungen und Raumwirkungen, ja sie bringen entsprechend be- und gestimmte Räume überhaupt erst hervor, generieren und produzieren Räume und Raumeindrücke.«³⁹ Das Verschwinden des Lautes im Augenblick seiner Hervorbringung, die Vorstellung, dass damit die Lautgebung als ein durch und durch zeitliches Phänomen aufzufassen sei, arbeiten nämlich auf das Trefflichste der Annahme zu, die Stimme sei lediglich das Vehikel sprachlichen Gehalts. Gerade die Zeitlichkeit des Lautes scheint die Stimme zum idealen Signifikanten der Sprache zu prädestinieren, deren diskursive Ordnung dem Regime des Nacheinander gehorcht: Es entspricht diesem auf die Mitteilungsfunktion reduzierten Blick, dass – hat der Laut das Ohr erst erreicht und das Bewusstsein den Sinn erst erfasst – die ›akustische Materie‹ sich durchaus verflüchtigen darf: Gleich dem sterbenden Läufer bei Marathon hat der ersterbende Wortklang seine Schuldigkeit als Überträger einer Botschaft getan.

hg. v. Friedrich Kittler/Thomas Macho/Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 233-256.

38 Schrödl, Jenny, »Stimm(t)räume. Zu Audioinstallationen von Laurie Anderson und Janet Cardiff«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 143-161; Kolesch, Doris, »Labyrinth: Resonanzräume der Stimme«, in: *Klang und Bewegung*, hg. v. Christa Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 117-125.

39 Ebd., S. 117.

Doch ohne Raum, der den Schall reflektiert, auch kein Ton:⁴⁰
Das gilt für die Stimme im Raum außer uns ebenso, wie für die Räumlichkeit in Gestalt organischer Hohlräume in uns, ohne welche eine Lautgebung nicht möglich ist. Das mobile, flüchtige Raumgreifen der Stimme, der Umstand, dass Stimme, Klänge und Töne sich ablösen von den Dingen, die sie erzeugen und Räume durchheilen, durchfluten, uns erreichen und uns verlassen, erinnert daran, dass die Stimme ein Eigenleben führt, nicht nur gegenüber der Person, die spricht, sondern auch gegenüber der (sprachlichen, indexikalischen) Semantik, die ihr eigen ist. Es ist zuvörderst der ästhetische Diskurs, der sich jenen Dimensionen der Stimme zuwendet, in denen die Stimme sich frei macht von ihrem Dienstverhältnis zum Wort, indem künstlerische und theatrale Praktiken beschrieben und interpretiert werden, in denen das Stimmliche eine Eigendynamik jenseits der Produktion und Rezeption der Wortsprache entfaltet. An drei künstlerischen Institutionen, der Oper, dem Sprechtheater und der Installations-Kunst sei dies zumindest bruchstückhaft gezeigt.

Die Oper unterläuft die vertraute Trennung von Sprech- und Singstimme; sie hat sich sogar – wie Karl Ludwig Pfeiffer herausstellt⁴¹ – mit einem ›Stopp making sense‹ der überbordenden Sinnbefrachtung gerade auch hinsichtlich der hermeneutischen Deutung der Musik als expressive Sprache entgegengestellt und die Stimme von ihrer Verpflichtung zum ›Ausdruck‹ immer schon ein Stück weit gelöst und auch ›erlöst‹: »Das Paradox der Performanz, beispielhaft der gesanglichen, besteht darin, dass ihre Intensität zum Sinn drängt, diesen aber

40 Brüstle, Christa/Riethmüller, Albrecht (Hg.), *Klang und Bewegung*, Aachen 2004.

41 Vgl. Karl Ludwig Pfeiffer in diesem Band, auch: Pfeiffer, Ludwig K., »Phänomenalisierung und Sinnsuggestion: Performative Intermedialität und die Oper«, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. Sybille Krämer, München 2004, S. 325-347.

nicht ausdrückt.«⁴² Gerade die singenden Darsteller setzen auf der Bühne ein Spiel frei zwischen ihrer repräsentationalen Rollenverkörperung und ihrer auto-deiktischen Selbstaussstellung und Selbstdarstellung.⁴³

Im Sprechtheater lösen sich die Stimmen zunehmend von den Körpern: die Bühne wird zum Ort der Verfremdung des für Bühnendarstellungen so fundamentalen Zusammenhanges von Soma und Semantik der Stimme. Dies setzt ein mit dem Gebrauch von Mikroports und Mikrofon, durch den die Stimmen sich vom Ort des sprechenden Körpers entfernen und auf den Raum hin entgrenzen.⁴⁴ Das schließt auch die befremdend wirkende Entleerung des Sprechens von der bedeutungsspezifizierenden Dimension der Prosodie ein – wie dies Richard Forman und Robert Wilson vorgeführt haben.⁴⁵ Schließlich experimentiert Meredith Monk mit Umschlag und Metamorphose der Verbalsprache in inhaltsentleerte Glossolalie.⁴⁶ Experimentell arbeiten Theater und performance-Kunst mit der Stimme auch dann, wenn die unser Sprechen begleitenden, aber meist tabuisierten Körpergeräusche, wie etwa das Atmen, durch technische Stimmverstärker so gesteigert werden, dass dabei die Körperlichkeit der Stimme ihren Gehalt niederringt und besiegt.

42 Ebd., S. 342.

43 Lehmann, Hans-Thies, »Die Gegenwart des Theaters«, in: *Transformationen. Theater der neunziger Jahre*, hg. v. Erika Fischer Lichte/Doris Kolesch/Christel Weiler, Berlin 1999, S. 17; dazu auch: Risi, Clemens, »Die bewegende Sängerin. Zu stimmlichen und körperlichen Austausch-Prozessen in Operaufführungen«, in: *Klang und Bewegung*, hg. v. Christa Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 136.

44 Schrödl, Jenny, »Stimm(t)räume. Zu Audioinstallationen von Laurie Anderson und Janet Cadiff«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 151.

45 Finter, Helga: »Sinndriften vom Dialog zum Polylog. Über Richard Foremans römisches Stück ›Luogo +Bersaglio‹«, in: *Theater heute*, Heft 9/1980, S. 23-25, sowie dies., »›Die soufflierte Stimme‹. Klangtheatralik bei Schoenberg, Artaud, Jandl, Wilson und anderen«, in: *Theater heute*, Heft 1/1982, S. 45-51.

46 Finter, Helga, »Stimmkörperbilder. Ursprungsmythen der Stimme und ihre Dramatisierung auf der Bühne«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch und Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 131-142, S. 135.

Die Installationskunst führt vor, dass Stimmen Räume nicht einfach füllen, vielmehr eine eigene Räumlichkeit entfalten.⁴⁷ Das Autonomwerden der Stimme gegenüber ihrer Signifikantenfunktion für die Sprache wird gerade da fühlbar, wo unsere Ohren – welche wie die Augen ›eigentlich‹ ein Fernsinn sind – von Stimmen abstandslos umhüllt, umschlossen, eingekreist, umzingelt werden. Das ist der Fall in Janet Cadiffs Installation *To Touch* (1993),⁴⁸ in der das Berühren eines Holztisches in der Mitte eines abgedunkelten Raumes, abhängig von der Art und Weise dieser Berührung 18 Lautsprecher aktiviert, deren Geräusche, Stimmen, Gesang und Musik den Raum nicht nur vollständig füllen, sondern auf den Besucher auch auf unheimliche Weise eindringen. Was gesagt wird, teilt sich in der Polyphonie der verschiedenen Schallereignisse kaum mehr mit, kein narrativer Zusammenhang liefert einen mitteilbaren ›Stoff‹.

2.5 Zeugenschaft, Anruf und Anspruch der Stimme

Wir wollen uns im letzten Schritt unserer Rekonstruktion von Ansätzen einer ›Positivierung‹ der Stimme noch einmal ihrer sozialen Bindungskraft zuwenden. Es geht um die Konstitution einer ›sozialen Körperlichkeit‹, einer zwischenmenschlichen Beziehung, deren Organon die Stimme ist und mit der sie eine aller konventionellen Normativität vorausgehende Verantwortung schafft. Die raumgreifende Korporalität und Agilität der Stimme birgt also nicht nur eine soziale, vielmehr eine *ethische* Dimension.

Die Stimmen, die wir hören, sind zumeist die Stimmen der anderen. Im »Klang der Stimme« begegnet und widerfährt uns eine »irreduzible Menschlichkeit, die den Impuls einer

47 Dazu: Schrödl, Jenny, »Stimm(t)räume. Zu Audioinstallationen von Laurie Anderson und Janet Cadiff«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 143-161.

48 Ebd., S. 156 ff.

spezifischen Interaktion initiiert«. ⁴⁹ Ist es ein Zufall, dass die (überzeugende) maschinelle Simulation menschlicher Stimmen ein technologisch immer noch ungelöstes Problem ist? Wir erfahren die menschlichen Stimmen als Anrede, Appell und Anruf. Sie legen Zeugnis ab von der Präsenz eines anderen und verkörpern die Aufforderung, sich auf diese Existenz in ihrer anrührenden, berührenden und manchmal auch abstoßenden Gegenwärtigkeit einzulassen. Dieter Mersch – und nicht nur er ⁵⁰ – reflektiert diese ›urtümliche‹ Sozialität, die mit dem Erlebnis der Stimme verbunden ist, in einer ethischen Dimension, in welcher eine Bezugnahme auf den anderen entsteht vor allen geltungstheoretisch rekonstruierbaren Maximen reziproker Intersubjektivität. Während die Diskurstheorie die Kommunizierenden als formalrational gleichgestellte Personen voraussetzt, ist die Stimme als indexikalische Spur unseres – persönlichen wie sozialen – Körpers immer auch Instanz einer Nicht-Reziprozität, Artikulationsorgan einer asymmetrischen Beziehung: Sie eröffnet eine *Responsivität ohne Reziprozität*. ⁵¹ Schon der Hilfeschrei, selbst der ungerichtete Schmerzensschrei, ist wie eine Verlängerung des notleidenden Körpers, der uns durch den Raum hindurch erreicht und berührt, unseren eigenen Körper mobilisiert und auch bedrängt, selbst da noch, wo wir einem Notruf nicht Folge leisten wollen oder können. In der Performanz der Stimme vollzieht sich ein »Mich-Angehen des anderen Menschen«, ein »Antworten-Müssen« ⁵², das sich zu

49 Ebd., S. 146.

50 Vgl. dazu den Aufsatz von Dieter Mersch in diesem Band, auch: Mersch, Dieter, »Jenseits von Schrift. Die Performativität der Stimme«, in: *Dialektik* Heft 2/2000, S. 79-92; sowie Schreiber, Daniel, »Zeuge sein. Von den ethischen Echos der Stimme«, in: *Klang und Bewegung. Beiträge zu einer Grundkonstellation*, hg. v. Dhrista Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 144-150.

51 Auf die der Stimme eigene Responsivität hat immer wieder Bernhard Waldenfels hingewiesen: Vgl. Waldenfels in diesem Band.

52 Vgl. Schreiber, Daniel, »Zeuge sein. Von den ethischen Echos der Stimme«, in: *Klang und Bewegung. Beiträge zu einer Grundkonstellation*, hg. v. Dhrista Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 149, der hier eine Parallele zum ‚Antlitz‘ bei Emmanuel Levinas sieht.

einer Atmosphäre der Aufforderung so weit verdichten kann, dass nicht zu antworten heißt, eine ›Antwort schuldig zu bleiben‹. Und alles dies vermag die Stimme kraft der Korporalität, der Materialität und Ereignishaftigkeit ihres Klangs mit der die Stimme zu uns dringt, ohne dass es die Worte sind, die dabei zu uns sprechen.

Die Anrufungsdimension der Stimme wird mit der ›Zeugenschaft‹ in Zusammenhang gebracht.⁵³ »To witness an event is to be responsible in some way for it«. ⁵⁴ Wo eine Stimme uns erreicht – vorausgesetzt sie ist nicht technisch reproduziert – sind wir ›dabeigewesen‹. Dieses ›Dabeigewesensein‹ ist für Hans-Thies Lehmann das, was gerade die Faszination und Affektion des Zuschauers im Theater ausmacht, der ebenfalls Zeuge wird der Singularität eines Bühnengeschehens, das er mit der Anwesenheit seines Körpers, der gerichteten Aufmerksamkeit seiner Augen und Ohren zugleich mitkreiert – um auf das Angesprochenwerden auch außerhalb des Theaters zurückzukommen – ist in der Zeugenschaft immer eine Verpflichtung zur Aussage, zur Rechenschaft für den anderen angelegt.⁵⁵ Ist eine Stimme zu hören, *macht* uns das zu einem Ohrenzeugen: ob wir wollen oder nicht.

Die impliziert, dass die Stimme, die ich selbst erhebe, den anderen in einen Zeugen meiner »Selbstsetzung«⁵⁶ verwandelt. Sie kündigt davon, dass ich im Raum der sozialen Interaktion

Kommentar [k1]: Bei so einem direkten Zitat sollte eigentlich eine Seitenzahl kommen. Sollen wir hier warten bis die Fahnen da sind? Oder doch einfach so, mit Aufsatzverweis, zitieren?

53 Diese Verbindung findet sich vor allem bei Mersch, Dieter, »Jenseits von Schrift. Die Performativität der Stimme«, in: *Dialektik* Heft 2/2000, S. 79-92 sowie Schreiber, Daniel, »Zeuge sein. Von den ethischen Echos der Stimme«, in: *Klang und Bewegung. Beiträge zu einer Grundkonstellation*, hg. v. Dhrista Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004 und Lehmann, Hans-Thies, »Prä-dramatische und postdramatische Theater-Stimmen. Zur Erfassung der Stimme in der Live-Performance«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/ Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 40-68.

54 Ellis, John, *Seeing Things*, London 2000, S. 32.

55 Schreiber, Daniel, »Zeuge sein. Von den ethischen Echos der Stimme«, in: *Klang und Bewegung. Beiträge zu einer Grundkonstellation*, hg. v. Dhrista Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 150.

56 Vgl. Dieter Mersch in diesem Band.

eine ›Position‹ einnehme – eine Position im doppelten Sinne meines Körpers und meiner Überzeugungen. Meine Stimme wird zum Appell mich anzuerkennen, noch vor aller argumentativen Verteidigung von Geltungsansprüchen, die ich in meiner Rede erhebe. Daher – und wir können hierin Dieter Mersch nur zustimmen – ist die Stimme ein soziales Phänomen und zwar vom ersten Augenblick ihrer Erscheinung an.⁵⁷

3. Eine Zwischenbilanz

Leitidee unserer Überlegungen ist, dass die ›Rückkehr der Stimme‹ im zeitgenössischen geistes- und kulturwissenschaftlichen Diskurs die Stimmlichkeit aus ihrer Einbindung in das duale Schema von Oralität und Literalität herauslöst und befreit. Jede Konstruktion dualer Schemata nimmt Voraussetzungen in Anspruch: Es muss sowohl eine *Äquivalenz* zwischen den Polen, wie eine *Differenz* vorhanden sein und schließlich meist auch eine Art von *Hierarchie*. Im Falle der Binarität von ›Mündlichkeit/Schriftlichkeit‹ liegt die funktionale Äquivalenz darin, dass Stimme wie Schrift beide als Medien der Sprache betrachtet werden. Die strukturelle Differenz gründet im Unterschied zwischen der flüchtigen und vergänglichen Zeitlichkeit der Laute und der stabilen archivierbaren Räumlichkeit der Schrift. Die Hierarchie schließlich liegt im Primat der Schrift, welche in der Kulturtypologie der ›Literalität‹ zum Nukleus des Fortschritts hin auf eine reflexive Moderne gedeutet wird. Derridas Privilegierung der Schrift gegenüber der Stimme erweist sich in dieser Perspektive dann auch keineswegs als so neuartig und überraschend: denn sie entfaltet philosophisch – und zwar mit nahezu ›transzendentalen Mitteln‹ –, was in der Oralitäts-

57 Ebd.

Literalitätsdebatte als ein kulturanthropologischer Sachverhalt Gestalt angenommen hat.

Das methodische Fazit unserer fünf Stationen einer Positivierung der Stimme liegt auf der Hand: es geht um eine Umstülpung der dem Schema mündlich/schriftlich zugrunde liegenden Annahmen bezüglich einer Äquivalenz, Differenz und Hierarchisierung zwischen Stimme und Schrift: Die *Äquivalenz* wird aufgekündigt, indem die Stimme nicht länger als Medium der Wortsprache in den Blick kommt. Mit der interessanten und auch paradoxen Umkehrwirkung, dass erst durch diesen Blickwechsel die Stimme wiederum als ein eigendynamisches Medium der Sprache zum legitimen Untersuchungsgegenstand avanciert.⁵⁸ Die *Differenz* wird aufgekündigt, indem zum Beispiel die Assoziierung von Stimme mit der Zeitlichkeit (und Schrift mit der Räumlichkeit) durchkreuzt wird, sowie in den vielzähligen Nachweisen, dass genuine Leistungen der Literalität sich auch in oralen Kulturen auffinden lassen und dass kognitive und reflexive Potenziale beträchtlichen Umfangs schon durch die Lautsprache eröffnet werden. Die *Hierarchisierung* schließlich wird aufgebrochen, indem gerade in der Konstitution unserer Intellektualität, unserer Sozialität wie unserer Moralität der Stimme eine Art von ›Vorgängigkeit‹ zugesprochen wird, welche zuvor der Schrift eignete.

Wir können die ›Essenz‹ der hier rekonstruierten Positivierungen der Stimme auch so zusammenfassen und zuspitzen: Die Stimme wird als eine Bedingung der Möglichkeit von Geist, Ästhetik, Ethik und Gemeinschaft ›entdeckt‹.

Mit dieser ›Essenz‹ sind wir an einen Wendepunkt gelangt. Und in dem, was hier ›zu wenden ist‹, können wir noch einmal an Derrida anknüpfen: Der Kunstgriff von Derridas dekonstruktivem Ansatz ist es ja keineswegs, das Abhängigkeitsverhältnis zwischen der primären Sprache (und

damit auch der Stimme) und der sekundären Schrift einfach umzustülpen zugunsten eines Primat der Schrift, vielmehr radikaler noch die Aporien jedweder Schematisierung und damit die Unmöglichkeit disjunkter ›Sortierung‹ unserer Begriffsverhältnisse aufzuweisen.

Daher sollen und können die hier rezipierten ›Positivierungen der Stimme‹ nicht das letzte Wort behalten. Vielmehr ist darüber hinauszugehen, hin auf etwas, das wir hier – in aller Vorsicht – als die ›Negativierung der Stimme‹ bezeichnen wollen.

4. ›Negativierungen‹: Unverfügbarkeit, Entzug und Atopie der Stimme

Alice Lagaay hat die Ergänzung der »Affirmation« der Stimme um eine »negative Phänomenologie der Stimme« mit Nachdruck gefordert und ein Stück weit auch eingeholt.⁵⁹ Auf sie also geht die Idee einer zur positivierenden Bestimmung der Stimme komplementären negativierenden Perspektive zurück.

Schon Paul Zumthor, bedeutender Theoretiker der ›Oralität‹, hat darauf hingewiesen, dass die Stimme in der Performanz ihrer Äußerung eben nicht nur Medium und Vehikel der Rede ist, sondern in ihrer Eigendynamik und ihrer Körperlichkeit den Vorgaben der Rede häufig zuwider läuft.⁶⁰ Dieter Mersch betont, dass die Eigenmächtigkeit des Lautes »eine Unfüglichkeit und Unverfügbarkeit« birgt, die im »Fehlgriff des Tons«⁶¹ unsere Redeintentionen oftmals in ihr Gegenteil verkehrt, aus dem höflichen das beleidigende Wort, aus der

Kommentar [k2]: Unklar welche Quelle gemeint ist. Es gibt keinen Text im Litverzeichnis von 90 von Mersch.

58 Davon zeugt der Aufsatz von Ekkehard König in diesem Band.

59 Lagaay, Alice, »Züge und Entzüge der Stimme«, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. Sybille Krämer, München 2004, S. 293-306.

60 Zumthor, Paul, »Körper und Performanz«, in: *Materialität der Kommunikation*, hg. v. Hans U. Gumbrecht/Karl L. Pfeiffer, Frankfurt am Main 1988, S. 709.

61 Mersch, Dieter 2000, 90

Feststellung den Vorwurf entstehen lässt. Und sind wir nicht, sobald wir unsere Stimme erheben, immer auch ausgesetzt, stehen vor denen, zu denen wir sprechen, in gewisser Weise ›nackt‹, beschämbar und verwundbar da? Nicht zuletzt ist die Stimme auch etwas, das sich versagen, uns »im Halse stecken bleiben« kann.⁶² All dies sind Phänomene, in denen wir unsere Stimmlichkeit als ein Ausgesetztsein erfahren: sie ist unserem Redehandeln nicht restlos und bruchlos zu Diensten.

Wenn Alice Lagaay von der Stimme »im Modus des Entzugs« spricht,⁶³ so ist damit allerdings mehr gemeint, als nur die der Stimme zukommende subversive Kraft, unseren Absichten ein Stück weit zu entgleiten und auch mehr als das Risiko einer ›Nacktheit‹ und Exponiertheit vor anderen. Da die Stimme etwas ist, das erhoben oder eben *nicht* erhoben werden kann, ist die Stimme verschwistert mit dem *Schweigen*: »Schweigen und Stille« bilden »Modi der Stimmlichkeit«.⁶⁴ Claudia Benthien erinnert daran, dass ein Verstummen im Gespräch bedeutet, dass das Schweigen nicht einfach eine ›Leerstelle‹ hinterlässt, sondern – Teil einer face-to-face Situation – zugleich eine Form mündlicher Interaktion ist.⁶⁵ Zu schweigen heißt also nicht: *nichts* zu sagen. Wie auch umgekehrt – darüber klärt uns Petra Gehring ingenieure Rekonstruktion der Strafe der Echo⁶⁶ auf – auch zu sprechen nicht immer heißen muss, *etwas* zu sagen: Gerade weil die Nymphe Echo die Möglichkeit verliert zu schweigen, gerade weil ihre Strafe darin besteht, zwanghaft wiederzugeben, was ihr zuvor zu Ohren kommt, wird sie ihrer Stimme beraubt: es verstummt und erstirbt ihre Stimme im stereotypen Fluss ihrer Wiederholungsrede. So kann eine

62 Lagaay, Alice, »Züge und Entzüge der Stimme«, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. Sybille Krämer, München 2004, S. 301.

63 Ebd., S. 302.

64 Ebd.

65 Benthien in diesem Band.

66 Gehring in diesem Band.

Exkommunikation auch im Medium der Stimme vollzogen werden.

Doch wir wollen – auch hierin anschließend an Alice Lagaay – noch einen Schritt weiter gehen: Alle Positivierungen der Stimme folgen einem methodischen Register, das wir mit der ›Orientierung an der Performanz‹ beschreiben können. In solcher Orientierung zielen Untersuchungen ab auf den raumzeitlich situierten konkreten Vollzug stimmlicher Verlautbarung und damit auf deren Ereignishaftigkeit, Materialität und Körperlichkeit. In jenem Entzug der Stimme nun, der in ihrem Ausbleiben, im Schweigen zur Erscheinung kommt, tritt jedoch etwas zutage, das quer steht zur Aisthesis der Lautlichkeit: Was sich im Schweigen ereignet, ist als eine materialiter markierte Oberfläche, als ein den Sinnen sich darbietendes Geschehen gerade nicht rekonstruierbar.

Damit deutet sich eine quasi paradoxe Situation an: die Herauslösung der Stimme aus dem Register der Oralität verdankt sich gerade der Betonung der Performanz der Stimme. Doch in der Auslotung dieser Performanz bis hin zu jener Stelle, an der das Schweigen als Kehrseite stimmlicher Aktivität zutage tritt, zeigen sich die methodische Grenzen eines vollzugsorientierten performativen Ansatzes: denn das Schweigen ist ein *Nichtvollzug*, der signifikant wird.

Nähern wir uns jetzt dem Problem des Entzugs der Stimme noch einmal von einer anderen Seite. Doris Kolesch – wie auch Hans-Thies Lehmann – haben den Schwellencharakter der Stimme betont.⁶⁷ Gemeint ist damit, dass die Stimme immer zweierlei ist: sie ist sinnlich und sinnhaft, somatisch und semantisch, indexikalisch und symbolisch, natürlich und künstlich, affektiv

67 Kolesch, Doris, »Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 274 ff.; Lehmann, Hans-Thies, »Prädramatische und postdramatische Theater-Stimmen. Zur Erfassung der Stimme in der Live-Performance«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 40.

und kognitiv, diskursiv und ikonisch, individuell und sozial, materiell und immateriell, physisch und psychisch.....und diese Reihe ließe sich immer weiter fortsetzen. Um diesen Sachverhalt zu beschreiben, nimmt Doris Kolesch Roland Barthes' Begriff der »Atopie« auf. »Atopisch« ist das, was einer Beschreibung oder Definition widersteht: Es ist das, was sich der Qualifizierbarkeit entzieht. »Diese Nichtqualifizierbarkeit stellt keinen Mangel, sondern eine Qualität dar – die zu entdeckende Qualität des Vermischten, des Gemenges, des Beweglichen, Flüssigen, Vielfältigen, Passageren.«⁶⁸ Doch besteht die Atopie der Stimme tatsächlich in ihrer Unbegrifflichkeit und Unklassifizierbarkeit? Oder ist es nicht eher so, dass das, was unsere dichotomischen Schemata entlang der begriffslogischen Achse eines ›Entweder-oder‹ strukturieren, in der Reflexion der Stimme ihre Disjunktivität verliert und sich in ein ›Sowohl-als-auch‹ transformiert? Es scheint so, dass, was immer wir an binär organisierten begrifflichen Klassifizierungen in Anspruch nehmen können, dann, wenn wir dieses zweiseitige Begriffsschema auf die Stimme ›anwenden‹, zu dem Ergebnis kommen müssen, dass die Stimme stets beides ist: zugleich Körper und Geist, Natur und Kultur, Gefühl und Intellekt.....Die Atopie der Stimme zeugt nicht einfach davon, dass die Stimme aus unseren begrifflichen Klassifizierungen heraus fällt oder sich ihnen auch nur entzieht. Vielmehr zeigt die Unterminierung der disjunkten Prädikation durch das Phänomen der Stimme, dass diese tatsächlich ein *Hybrid* ist: sie ist eben zugleich Sinn und Sinnlichkeit, Soma und Sema, Index und Symbol....

Können wir also sagen: die Stimme ist nicht etwas, sondern sie steht zwischen etwas und verkörpert daher Attribute je beider Seiten? Dieses *Dazwischen* ist charakteristisch für die Rolle eines Mittlers und Vermittlers, also genau für jene Position,

68 Kolesch, Doris, »Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-

welche Medien einnehmen, wenn sie zwischen differenten Welten Verbindungen stiften.⁶⁹ Die Stimme hat also ihren Status, ein Sprachmedium zu sein abgestreift, um dann in einem viel umfassenderen Sinne als ein Medium hervorzutreten, welches es ermöglicht, Unterscheidungen zu treffen. Ist die Stimme – um hier einen Terminus von Goethe und Cassirer zu gebrauchen – so etwas wie ein ›Urphänomen‹, dessen Klang die Umwelt als eine menschliche Welt überhaupt erst hervorbringt? Scheidet die Stimme das Belebte vom Unbelebten, differenzieren sich mit ihrem Ertönen die unterschiedlichen Domänen des Lebendigen und des Toten? Heißt, eine Stimme zu haben also, Unterschiede treffen zu können? Nahezu alle Metaphorisierungen der Stimme (die Wahlstimme, die Stimme des Volkes), nehmen vom Phänomen des Unterscheidens ihren Ausgang.

Literatur

- Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.), *Die Adresse des Mediums*, Köln 2001.
- Barthes, Roland, *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III*, Frankfurt 1990.
- Brüstle, Christa/Riethmüller, Albrecht (Hg.), *Klang und Bewegung*, Aachen 2004.
- Derrida, Jacques, *Grammatologie*, Frankfurt am Main 1974.

Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 275.

69 Krämer, Sybille, »Die Heteronomie der Medien. Versuch einer Metaphysik der Medialität im Ausgang einer Reflexion des Boten«, in: *Journal Phänomenologie*, Heft 22/2004, S. 18-38.

- Dolar, Mladen, »Das Objekt Stimme«, in: *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme*, hg. v. Friedrich Kittler/Thomas Macho/Sigrid Weigel, Berlin 2002, S. 233-256.
- Ellis, John, *Seeing Things: television in the age of uncertainty*, London 2000. (I.B. Tauris Publishers)
- Epping-Jäger, Cornelia/Linz, Erika (Hg.), *Medien/Stimmen*, Köln 2003.
- Falk, Harry, »Goodies for India. Literacy, Orality, and Vedic Culture«, in: *Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereiches ›Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit*«, hg. v. Wolfgang Raible, Tübingen 1990, S. 103-120. (Narr, ScriptOralia, Band 13)
- Finter, Helga: »Sinndriften vom Dialog zum Polylog. Über Richard Foremans römisches Stück ›Luogo +Bersaglio««, in: *Theater heute*, Heft 9/1980, S. 23-25.
- , »›Die soufflierte Stimme«. Klangtheatralik bei Schoenberg, Artaud, Jandl, Wilson und anderen«, in: *Theater heute*, Heft 1/1982, S. 45-51.
- , »Experimental Theatre and Semiology of Theatre. The Theatralization of Voice«, in: *Modern Drama*, 24,4/1983, S. 501-517.
- , »Stimmkörperbilder. Ursprungsmythen der Stimme und ihre Dramatisierung auf der Bühne«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch und Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 131-142.
- Fleisher Feldman, Carol, »Oral Metalanguage« in: *Literacy and Orality*, hg. v. David R. Olson/Nancy Torrance, Cambridge/Mass. u.a. 1991, S. 47-65.
- Gee, James Paul, *Social Linguistics and Literacies: Ideology in Discourses*, London/New York/Philadelphia, 1996 (2. Aufl.), (Falmer Press, 1990. Second Edition, 1996).

- Goody, Jack, *The Logic of Writing and the Organization of Society*, Cambridge/Mass. 1986.
- Gumbrecht, Hans Ulrich/Pfeiffer, Karl Ludwig (Hg.), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt am Main 1988.
- Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, 2 Bde., Berlin/New York 1994.
- Harris, Roy, *The Origin of Writing*, La Salle/Illinois 1986.
- , »How Does Writing Restructure Thought?«, in: *Language & Communication*«, Heft 9/1989, S. 99-106.
- , »Semiotic Aspects of Writing«, in: *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*, Bd. I, hg. v. Hartmut Günther/Otto Ludwig, Berlin/New York 1994, S. 41-47.
- Havelock, Eric A., *Preface to Plato*, Cambridge 1963.
- , *Origins of Western Literacy*, Toronto 1976.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Werke in zwanzig Bänden*, Frankfurt am Main 1970.
- Humboldt, Wilhelm von, *Gesammelte Werke*, hg. v. Albert Leitzmann, Berlin 1903-1936.
- Ihde, Don, »Some Auditory Phenomena«, in: *Philosophy Today*, Heft 10/1966, S. 227-235.
- , »Studies in the Phenomenology of Sound: Listening, on Perceiving Person, God and Sound«, in: *International Philosophical Quarterly*, Heft 10/1970, S. 232-251.
- . »A Philosopher listens«, in: *Journal of Aesthetic Education*, Heft 5/1971, S. 69-76.
- Jäger, Ludwig »Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik«, in: *Transkribieren. Medien/Lektüre*, hg. v. Ludwig Jäger/Georg Stanitzek, München 2002, S. 19-41.
- , »Der Schriftmythos. Zu den Grenzen der Literalitätshypothese«, in: *Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von*

- Sprache, Subjektivität und Kognition*, hg. v. Ludwig Jäger/Erika Linz, München 2004, S. 324-342, S. 19-42.
- Kittler, Friedrich/Macho, Thomas/Weigel, Sigrid (Hg.), *Zwischen Rauschen und Offenbarung. Zur Kultur- und Mediengeschichte der Stimme*, Berlin 2002.
- Kolesch, Doris »Listen to the radio«: Artauds Radio-Stimme(n)«, in: *Forum Modernes Theater*, Heft 14/1999, S. 115-143.
- , »Die Spur der Stimme. Überlegungen zu einer performativen Ästhetik«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 267-281.
- , »Labyrinth: Resonanzräume der Stimme«, in: *Klang und Bewegung*, hg. v. Christa Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004. S. 117-125.
- Kolesch, Doris/Schrödl, Jenny (Hg.), *Kunst-Stimmen*, Berlin 2004.
- Krämer, Sybille, »Sprache – Stimme – Schrift. Sieben Gedanken über Performativität als Medialität«, in, *Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, hg. v. Uwe Wirth, Frankfurt am Main 2002, S. 323-346.
- , *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2001.
- , »Negative Semiologie der Stimme«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 65-84.
- , »Die Heteronomie der Medien. Versuch einer Metaphysik der Medialität im Ausgang einer Reflexion des Boten«, in: *Journal Phänomenologie*, Heft 22/2004, S. 18-38.
- , (Hg.), *Performativität und Medialität*, München 2004.
- , »Mündlichkeit/Schriftlichkeit«, in: *Grundbegriffe der Medientheorie*, hg. v. Alexander Roesler/Bernd Stiegler, München 2005 (im Druck).
- , »Die Heterogenität der Stimme oder: Was folgt aus Friedrich Nietzsches Idee, dass die Lautsprache hervorgeht aus der

- Verschmelzung von Bild und Musik?«, in: *Sekundäre Oralität*, hg. v. Waltraud Wiethölter u. a., München 2005 (im Druck).
- Lagaay, Alice, »Züge und Entzüge der Stimme«, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. Sybille Krämer, München 2004, S. 293-306.
- Lehmann, Hans-Thies, »Die Gegenwart des Theaters«, in: *Transformationen. Theater der neunziger Jahre*, hg. v. Erika Fischer Lichte/Doris Kolesch/Christel Weiler, Berlin 1999.
- , »Prä-dramatische und postdramatische Theater-Stimmen. Zur Erfassung der Stimme in der Live-Performance«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/ Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 40-68.
- Linz, Erika, »Die Reflexivität der Stimme«, in: *Medien/Stimmen*, hg. v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 50-64.
- Menke, Bettine, »Adressiert in der Abwesenheit. Zur romantischen Poetik und Akustik der Töne«, in: *Die Adresse des Mediums*, hg. v. Stefan Andriopoulos/Gabriele Schabacher/Eckhard Schumacher, Köln 2001, S. 100-120.
- Mersch, Dieter, »Jenseits von Schrift. Die Performativität der Stimme«, in: *Dialektik*, Heft 2/2000, S. 79-92.
- , *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*, München 2002.
- Münker, Stefan/Roesler, Alexander, *Telefonbuch. Beiträge zur Kulturgeschichte des Telefons*, Frankfurt am Main, S. 142-160.
- Nagl, Ludwig/Sanbothe, Mike (Hg.) *Systematische Medienphilosophie*, Berlin 2005.
- Nietzsche, Friedrich, *Die Unschuld des Werden. Der Nachlaß, ausgewählt und geordnet von A. Baeumler*, Bd. I, Stuttgart 1956.
- , (KSA): *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe* hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin/München 1980.

- Olson, David R., »The Cognitive Consequences of Literacy«, *Canadian Journal of Psychology*, Heft 27,2/1986, S. 109-121.
- , »Literacy as Metalinguistic Activity«, in: *Literacy and Orality*, hg. v. ders./Nancy Torrance, Cambridge 1991, S. 251-270.
- Ong, Walter, *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*, London/New York 1982.
- Pfeiffer, Ludwig K., »Phänomenalisierung und Sinnsuggestion: Performative Intermedialität und die Oper«, in: *Performativität und Medialität*, hg. v. Sybille Krämer, München 2004, S. 325-347.
- Pott, Hans-Georg, »Die Wiederkehr der Stimme«, in: *Jenseits des Diskurses. Literatur und Sprache in der Postmoderne*, hg. v. Albert Berger/Gerda E. Moser, Wien 1994, S. 79-102.
- Raible, Wolfgang, »Orality and Literacy«, in: *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, 2 Bde., hg. v. Hartmut Günther/Otto Ludwig, Berlin/New York 1994, S. 1-17.
- Risi, Clemens, »Die bewegende Sängerin. Zu stimmlichen und körperlichen Austausch-Prozessen in Operaufführungen«, in: *Klang und Bewegung*, hg. v. Christa Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 135-144.
- Roesler, Alexander, »Das Telefon in der Philosophie. Sokrates, Heidegger, Derrida«, in: *Telefonbuch. Beiträge zur Kulturgeschichte des Telefons*, hg. v. Stefan Münker/Mike Sandbothe, Frankfurt 2000, S. 142-160.
- , »Medienphilosophie des Telefons«, in: *Systematische Medienphilosophie*, hg. v. Ludwig Nagl/Mike Sandbothe, Berlin 2005, S. 273-282.
- Rotman, Brian, »Der alphabetische Körper, Archiv für Mediengeschichte«, in: *Mediale Historiographien*, hg. v. Lorenz Engell/Joseph Vogl, Weimar 2001, S. 125-141.
- Sample, Colin, »Living Words. Physiognomie and Aesthetic Language«, in: *Incorporated Self. Interdisciplinary*

- Perspectives on Embodiment*, hg. v. Michael O'Donovan-Anderson, Lanham u.a. 1996, S. 113-126.
- Scherer, Klaus B., »Expression of emotion in voice and music«, in: *Journal of Voice*, Heft 9/1995, S. 235-248.
- Schott, Rüdiger, »Formen und Funktionen mündlicher Traditionen bei den Balsa in Nordghana«, in: *Formen und Funktion mündlicher Tradition. Vorträge eines Akademiesymposiums in Bonn, Juli 1993*, hg. v. Walter Heissig, Opladen 1995, S. 79-92. (Westdeutscher Verlag)
- Schreiber, Daniel, »Zeuge sein. Von den ethischen Echos der Stimme«, in: *Klang und Bewegung. Beiträge zu einer Grundkonstellation*, hg. v. Dhrista Brüstle/Albrecht Riethmüller, Aachen 2004, S. 144-150.
- Schrödl, Jenny, »Stimm(t)räume. Zu Audioinstallationen von Laurie Anderson und Janet Cardiff«, in: *Kunst-Stimmen*, hg. v. Doris Kolesch/Jenny Schrödl, Berlin 2004, S. 143-161.
- Tannen, Deborah, »The Myth of Orality and Literacy«, in: *Linguistics and Literacy*, hg. v. William Frawley, New York 1982, S. 37-50.
- Tischleder, Bärbel/Winkler, Hartmut, »Portable Media. Beobachtungen zu Handys und Körpern im öffentlichen Raum«, in: *Ästhetik und Kommunikation*, Heft 112/2001, S. 97-104.
- Tranter, Stephen, *Clavis metrica: Háttatál, Háttalykill and the Irish Metrical Tracts*, Basel und Frankfurt/Main 1997. (Helbing & Lichtenhahn)
- Trojan, Felix, »Die Generatoren des stimmlichen Ausdrucks«, in: *Vokale Kommunikation*, hg. v. Klaus R. Scherer, Weinheim/Basel, S. 59-77.
- Vansina, Jan, *Oral Tradition. A Study in Historical Methodology*, Middlesex 1973. (Penguin Books)
- Waldenfels, Bernhard, »Hearing oneself speak, Derrida's Recording of the Phenomenological Voice«, in: *Derrida's*

- Interpretation of Husserl*, hg. v. Len Lawlor, Memphis 1994,
S. 65-77.
- , *Antwortregister*, Frankfurt am Main 1994.
- , *Vielstimmigkeit der Rede*, Frankfurt am Main 1999.
- , »Stimme am Leitfaden des Leibes«, in: *Medien/Stimmen*, hg.
v. Cornelia Epping-Jäger/Erika Linz, Köln 2003, S. 19-35.
- Zumthor, Paul, *Introduction à la poesie orale*, Paris 1983.
(Seuil)
- , »Körper und Performanz«, in: *Materialität der
Kommunikation*, hg. v. Hans U. Gumbrecht/Karl L. Pfeiffer,
Frankfurt am Main 1988, S. 703-713.